

abträglich empfunden wurden. Vermeintliche ›Erleichterungen‹ im Gebetsdienst sollten daher nicht als Zeichen von Laxheit, sondern eher als Ausdruck veränderter Einstellungen und Interesse an der Durchsetzung eigener Konzepte verstanden werden.

Abschließend beschreibt Manfred Weitlauff (»Vom Damenstift zur Benediktinerinnenabtei. Das altbayerische Kloster Frauenchiemsee in der Tridentinischen Reform«, 259–288), wie Frauenchiemsee in der ersten Hälfte des 17. Jhs. nach dem Vorbild des Salzburger Nonnbergs auf die benediktinische Observanz verpflichtet wurde. Die zahlreichen Visitationsberichte geben ein lebendiges Bild von dem schließlich obsiegenden Reformwillen der Salzburger Erzbischöfe, der bayrischen Herzöge und der Jesuiten, die schließlich strenge Klausur, Besitzlosigkeit und das Beten des römischen Breviers durchsetzen. Doch gelang es den Schwestern immerhin, sich eine ›kleine Flucht‹ von allzu viel Askese und Regeltreue offen zu halten. Die beliebten Badekuren, die von Stiftsdamen gerne angewendet wurden, ließ man auch Konventualinnen ärztlich verordnen, und ein kleines Schloss im nahen Bad Adelholzen wurde regelmäßig von hinfälligen Nonnen und ihren gesunden Begleiterinnen genutzt. Der dem Aufsatz beigegebene Anhang, ein Auszug aus dem Visitationsbericht von 1628, überschneidet sich teilweise mit der seitenlangen Anm. 52 (*Fenestras Abbatissae... arbitramur*), wo weitere Teile desselben Berichts abgedruckt werden, ein etwas irritierendes Verfahren.

Das besondere Verdienst dieser quellennahen und reichhaltigen Studien ist es, verfassungsgeschichtliche Fragestellungen und strukturelle Überlegungen mit Einblicken in das Alltagsleben und die Handlungsspielräume der Stiftsdamen zu verbinden; in manchen Selbstzeugnissen kommen sie selbst zu Wort. Die Damen verwahrten sich selbstbewusst und beharrlich gegen die Instrumentalisierung ihres Geschlechts und ihrer Lebensweise. Sie selbst sind die besten Zeuginnen gegen jene männliche Außensicht, gleich ob von zeitgenössischen Reformern oder modernen Historikern, die in ihnen lediglich Repräsentantinnen von Dekadenz und Luxusleben sahen. Dem Band ist weite Verbreitung über seinen regionalen Fokus hinaus zu wünschen.

Letha Böhringer

8. Kunst-, Musik- und Literaturgeschichte

GUIDO FACCANI: Die Dorfkirche St. Gallus in Kaiseraugst. Die bauliche Entwicklung vom römischen Profangebäude zur heutigen christkatholischen Gemeindekirche (Forschungen in Augst, Bd. 42). Augst: Museum Augusta Raurica 2012. 282 S. m. zahlr. Abb. ISBN 978-3-7151-0042-5. Geb. € 84,-.

Seit Jahrzehnten befasst sich die Forschung mit der Frage, wann das Bistum Basel bzw. Kaiseraugst entstanden ist. Die vorliegende Untersuchung macht dazu aufgrund archäologischer Untersuchungen neue, zusammenfassende Aussagen. Der Chronist Johannes Stumpf hatte schon im 16. Jahrhundert vermutet, dass Augusta Raurica Bischofssitz und Vorgängersitz von Basel gewesen sei. Die Standorte der Bischofskirchen sind dabei offen geblieben. Diese Überlegung verfestigte sich, als 1960 der als Sakrallbau gedeutete Apsissaal unter der Pfarrkirche St. Gallus entdeckt wurde. Der Verfasser hat die Grabungen und Funde im Umkreis der St. Galluskirche zwischen 1892 und 2006 zusammenfassend ausgewertet. Er sieht dabei im Teil I der Arbeit sechs Bauzustände. Bauzustand I umfasst die Schichten und Baureste aus der römischen Zeit zwischen dem 1. Jahrhundert bis etwa 300 vor der Errichtung des Kastells. Ein Gebäudekomplex unbekannter Funktion mit mindestens einem heizbaren Raum wurde in diesem Zeitraum mehrfach verändert und erhielt zuletzt eine Kanalheizung. Der Bauzustand II begann mit dem Bau des Castrum Rauracense und reichte bis ins letzte Viertel des 4. Jahrhunderts. Die mit 160 Münzen

ergrabene Börse wurde in dieser Zeit versteckt, was im Zusammenhang mit den Magnentius-Wirren um 350 gesehen wird. Der Bauzustand III reichte vom letzten Viertel des vierten Jahrhunderts bis ins 10./11. Jahrhundert. Um 400 wurde im Kastell über den abgebrochenen römischen Bauten der Apsissaal errichtet, der mit seinen Innenmaßen von ca. 15 m zu 10 m als Kirche gedeutet wurde. Dazu kam ein kleiner Gebäudekomplex mit Hypokaustheizung. In der Apsis des Saales wurden sechs Gräber und außerhalb davon ein weiteres Steinplattengrab aufgedeckt. Der hochmittelalterliche Bauzustand IV reichte vom 10./11. Jahrhundert bis ins dritte Viertel des 14. Jahrhunderts. Der Sakralbau übernahm die Südmauer und Südschulter des Apsissaals. Die übrigen Teile der zweiten Kirche wurden neu errichtet. Die Bauzustände V und VI reichen vom dritten Viertel des 14. Jahrhunderts bis 1749/50 bzw. von 1749/50 bis zur Gegenwart und umfassen die dritte bzw. vierte Kirche des Dorfes.

In Teil II werden eingehende Rekonstruktionsversuche der verschiedenen Bauzustände vorgenommen. Dabei stellt der Verfasser fest, dass der Bau des Kastells (frühestens unter Kaiser Probus 276/282) entscheidende Bauveränderungen geschaffen hat. Christliche Spuren lassen sich vor Ort frühestens im 4. Jahrhundert nachweisen. In der zum Wallis gehörenden Diözese wurde mit Theodor der erste Bischof auf dem Konzil von Aquileia (381) gesichert. Dagegen wurde der auf dem Konzil von Sardica (343) erwähnte Bischof Justinian keiner Diözese zugewiesen, obwohl er aus dem gallischen Raum gekommen zu sein scheint. Der 346 auf dem Konzil in Köln genannte Bischof »Justinian Rauracorum« lässt sich nach den neueren Untersuchungen zum Konzil in Köln historisch nur bedingt sichern. Er war bislang immer mit dem in Sardica genannten Bischof Justinian identifiziert worden. Mit dieser neuen Interpretation entfällt das Hauptargument für den Bischofssitz des 4. Jahrhundert in Kaiseraugst. Damit wird sicher erst im 7. Jahrhundert hier ein Bischof nachgewiesen, der aber bereits seinen Sitz nicht nur im alten Römerkastell, sondern auch in Basel hatte. Damit muss die Stellung zu Kaiseraugst offengelassen werden. Die christliche Gemeinde in Kaiseraugst scheint sich erst im 4. Jahrhundert entwickelt und ihren Sitz nach den Magnentius-Wirren in dem Apsissaal genommen zu haben. Die in derselben Zeit entstehende und bis um 700 reichende jüngere Kastellnekropole war bereits in den Anfängen christlich geprägt. Im Laufe des 8. Jahrhunderts wurde der Friedhof dann an die Pfarrkirche verlegt, in deren Innerem aber schon früher bestattet worden war. Der Verfasser untersucht die verschiedenen Deutungen vergleichbarer Funde in der Schweiz. Man muss fragen, weshalb nicht auch französische bzw. italienische Fundkomplexe mit einbezogen wurden. Dabei gelangt der Verfasser zu dem Ergebnis, dass die Überlieferung die Zweifel daran bestärken, dass Kaiseraugst schon im 4. Jahrhundert Bischofssitz wurde. Unberührt davon bleibt die Deutung des Apsissaales als kirchliches Gebäude. Trotz der zentralörtlichen Bedeutung des castrum Rauracense in der Provinz Maxima Sequanorum zwischen dem 4. und 7. Jahrhundert leitet der Verfasser daraus keine Stellung als Bischofssitz ab. Auch die Betrachtung der Innenausstattung, deren Datierung zwischen dem 4. und dem 6./7. Jahrhundert möglich ist, wird von ihm unter Hinweis auf analoge Funde eher in das 6./7. Jahrhundert als in die frühere Zeit gedeutet. Er geht dabei von einer Gründung des Bistums Augst um 600 mit Bischof Ragnachar oder einem namentlich unbekanntem Vorgänger aus. Für Bischof Ragnachar wurde der Bischofssitz »Augustanae et Basiliae« überliefert. Damit scheint zuerst das castrum Rauracense Bischofssitz geworden zu sein, der dann sehr bald nach Basel verlegt wurde, dort aber im 7. Jahrhundert wieder einging. Die Kirche in Kaiseraugst wurde 891 erstmals urkundlich erwähnt und gelangte 894 an das Kloster St. Gallen. Sie wurde später wieder Fiskalbesitz, wobei das Patrozinium St. Gallus fest wurde, und wurde 1041 von Kaiser Heinrich III. an das wieder erstandene Bistum Basel geschenkt.

Als Anhang werden ein Fundkatalog, die Positionsnummern und die Einordnung der Fundkomplexe aus den Grabungen 1960–2006 der Arbeit beigegeben, ebenso ein umfassendes Literaturverzeichnis.

Die Untersuchung bietet einen neuen Zeitablauf der Gründung und Entwicklung des Bistums Basel, die die Forschung in Zukunft beachten muss. Die Untersuchung der Dorfkirche hat damit für die Kirchengeschichte der nordöstlichen Schweiz und des Oberrheinraumes entscheidende Bedeutung und wird die Diskussionen bestimmen. Die hoch- und spätmittelalterliche Entwicklung der Dorfkirche, die ebenfalls vollständig erfasst wird, tritt hinter diesem überregionalen Ergebnis natürlich deutlich zurück.

Immo Eberl

CLEMENS KOSCH: Die romanischen Dome von Mainz, Worms und Speyer. Architektur und Liturgie im Hochmittelalter. Ausführung der Planzeichnungen OLGA HEILMANN. Fotos ANDREAS LECHTAPE (Große Kunstführer, Bd. 259). Regensburg: Schnell & Steiner 2011. 112 S. m. Abb., ISBN 978-3-7954-2401-5. Kart. € 14,90.

Wirklich ein großer Kunstführer in dem, was er vermittelt und sich inhaltlich vornimmt. Er führt durch die komplexen wissenschaftlichen Ergebnisse der Bau- und Liturgieforschungen, er führt durch die räumlichen Zusammenhänge verschiedener Bauwerksteile und er führt den Blick des Betrachters in bislang wenig beachtete Gebäudewinkel.

Anders als herkömmliche Kirchenführer werden hier weniger Bauphasen, Bautypen und Formanalogien, stilistische Merkmale und Besonderheiten vorgestellt und bewertet, sondern funktionale Zusammenhänge der einzelnen Kirchenraumteile und ihrer baulichen Umgebungen wie Klausurbereiche, angrenzende Kapellen oder Palastbezirke dargestellt. Hoch zu schätzen ist der funktions- und bisweilen sogar kommunikationstypologische Ansatz, der die drei bekannten Bauwerke auf neue Weise zugänglich macht. Bemerkenswert sind die Fülle der konsequent funktionspezifischen Analysen und Auswertungen und die diesbezüglichen medialen Unterstützungen mit geeignetem Planmaterial. Zu würdigen ist die umsichtige Erfassung der Befunde, die in den hervorragend lesbaren Planzeichnungen kartiert und rekonstruiert wurden, deren hypothetischen Anteile in den zugehörigen Beschreibungen ausführlich und angemessen beschrieben werden.

Ganz grundsätzlich zeigt sich hier ein großes Potential, mit dem es Kirchenbesuchern der Gotteshäuser anders als in Form musealer Rundgänge ermöglicht werden kann, im Bezug von Architektur und Liturgie die Raumgestaltungen und Ausstattungsvielfalt ungeachtet ihrer künstlerischen Qualitäten als sprechende Zeugnisse sakraler, aber auch politischer, privater oder historischer Motivationen und Handlungen neu zu lesen.

Angesichts der hohen Informationsdichte ist allerdings nach dem Leserkreis zu fragen: Zweifellos werden Kenner der Materie und überaus interessierte Laien angesprochen. Während die wissenschaftlich Tätigen aufgrund der Beschreibungspräzision und methodischen und quellenmäßigen Andeutungen dann doch die eine oder andere Fußnote vermissen dürften, wird möglicherweise die ausführlich argumentierende Fachprosa (trotz umfangreichem Glossar) mit den vielfältigen Querbezügen andere Leser überfordern. Deutlich ist das Bemühen zu spüren, die interessantesten Aspekte entlang eines Rundgangs zu entfalten: beispielsweise für den Innenraum des Speyerer Domes von der Krypta ausgehend über das Sanktuarium, die Vierung und Querarme, durch das Langhaus hin zum Westbau. Dabei werden die entsprechenden Bauwerksteile und Funktionsaspekte ausführlich besprochen, jedoch durch die Rundgangsregie einige Funktionszusammenhänge unterbrochen.